

# Beilage zu Nr. 17 des Grenzjägers.

Neuenbürg, Mittwoch den 31. Januar 1900.

## Was können wir aus dem bisherigen Verlaufe des südafrikanischen Krieges lernen?

Es ist zwar nicht zu leugnen, daß die Buren ein besseres Geschützmaterial haben, als die Engländer, und daß dies zu ihren Erfolgen wesentlich mit beigetragen hat. Jedoch zeigt sich bei näherer Untersuchung des bisherigen Verlaufs des Krieges, daß das nicht die alleinige und entscheidende Ursache für die Ueberlegenheit des Burenheeres über das englische bildet. Es kommen da zwei Punkte in Betracht, welche unseres Erachtens allein die Niederlage der Engländer verschuldet haben: 1) der mangelhafte Aufklärungsdienst der Engländer und 2) die überaus große Beweglichkeit der Buren.

Die Aufklärung vor der Front der Armeen, das Bringen von Nachrichten über den Feind ist Sache der Reiterei. Das wissen die Engländer auch, und ihre Reiter werden in Friedenszeit, wie bei uns, auch in diesem Dienstzweige geübt. Ihre Reiterei ist aber auf dem Kriegsschauplatz zu wenig zahlreich, und das einem Feinde gegenüber, dessen ganzes Heer mit Ausnahme der Artillerie eigentlich nur aus Reiterei besteht; denn die Buren sind alle beritten. Während die englischen Reiter noch nach der alten Methode fechten, Attacken zu reiten versuchen und dementsprechend ausgebildet und bewaffnet sind, gebrauchen die Buren ihre Pferde nur als schnelles Transportmittel; im Kampfe führen sie abgefeßten die Büchse, sie fechten als berittene Infanterie, was das Vorteilhafte und Zweckmäßige ist, hat der Ausgang der Kämpfe gezeigt. Die Engländer wußten nie recht, wo die Burenkräfte stehen und wie stark sie sind. So kam es fast immer, daß sie entweder überrascht wurden oder in einen Hinterhalt gerieten. Die Erkundungen sind heute den Reitern sehr schwer gemacht durch die weittragenden Gewehre und das rauchschwache Pulver; das zeigen deutlich die Kämpfe in Südafrika. Mit den streifenden Erkundungsscharen der Engländer lassen sich die Buren nie in ein Reitergefecht ein; sie sitzen ab, lassen hinter Felsen und Steine lauernd die ahnungslosen Engländer bis in gute Schußweite herantraben, schießen ihnen dann einige Duzend Leute weg und werfen sie so zurück. Die Zurückgeworfenen können dann vielleicht nicht einmal den Ort, von dem aus sie beschossen wurden, genau bezeichnen, da die Buren, auch wenn sie nicht zahlreich sind, sich gewöhnlich auf mehrere Kopjes verteilen und so Geschosse von allen Seiten in die Reihen der Engländer einschlagen, ohne daß weiße Rauchwölken den Standort der feuernden Gegner verraten, geschweige denn die Stärke und Stellung der Buren. Kommen dann auf die Meldung der Zurückgekehrten stärkere englische Abteilungen an die Stelle, wo ihre Erkundungsschar beschossen worden ist, so ist die Burenabteilung längst aufgefeßten und davongeritten oder eine andere Burenabteilung ist inzwischen auf ihren sinken Pferden zur Verstärkung der ersteren herangekommen, und ein heißer Empfang ist den Engländern sicher. Sie sehen nie viel von ihren behenden Gegnern, desto mehr aber fühlen sie von ihnen.

Wie die große Beweglichkeit des Burenheeres den Engländern nachteilig ist, das ist schon zum Teil in dem Vorstehenden berührt worden; es wäre für diesen Punkt noch folgendes anzuführen. Der weitaus größte Teil der englischen Operationsarmee besteht aus Infanterie, die nur auf einige wenige Tage mit sich tragen kann, was sie braucht; sie bedarf daher eines bedeutenden Troffes, der nicht ohne Schutz sein darf; durch ihn und die Rücksichtnahme auf ihn werden die englischen Marschkolonnen bedeutend verlangsamt. Wie sieht es dagegen bei den Buren aus? Sie tragen auf ihren Pferden und einer geringen Anzahl Packtiere bei sich, was sie für eine Reihe von Tagen brauchen; sie sind von einem schwerfälligen Troß vollkommen unab-

hängig. Sollte ihnen etwas fehlen, so können sie weite Streifereien unternehmen und aus den weit auseinander liegenden, an Vieh reichen Farmen der Gegend heitreiben, was sie brauchen, während die Engländer solches nur in der Nähe ihres Lagers thun und darum nicht viel finden können, da die Gegend nur dünn bevölkert ist und eine Veitreibung, die ausreichende Vorräte schaffen soll, sich über einen weit größeren Raum ausdehnen muß, wie z. B. in Frankreich.

Von nicht geringem Vorteil ist die Beweglichkeit der Buren in taktischer Hinsicht. Ist einmal den Engländern das Glück hold und sie stoßen auf eine kleinere Burenchar, so können sie dieselbe nicht bis zur Vernichtung schlagen. Sobald die Buren den Engländern einige hundert Mann niedergeschossen haben, sitzen sie auf und sind in wenigen Minuten hinter den nächsten Kopjes verschwunden. Man hat schon dem General White den Vorwurf gemacht, daß er sich in Lady Smith habe einschließen lassen, er hätte die Position bei Zeiten aufgeben sollen. Aber wissen denn die Kritiker, ob es ihm überhaupt noch möglich gewesen ist? Wissen sie denn nicht, daß Reiter schneller sind als Fußgänger? Gewiß, mit den wenigen Reiterchwadronen hätte White, Lady Smith verlassen können, aber die 10000 Mann Infanterie, selbst ohne Trains und Tornister, wären von den Burenreitern eingeholt, überflügelt und dann zur Kapitulation auf freiem Felde gezwungen worden. Durban wäre dann von den Buren erreicht worden, ehe Buller mit den Verstärkungsgruppen gelandet wäre.

Aus den oben dargestellten Erscheinungen des Burenkrieges können wir zweierlei lernen. Es stellt uns erstens lebhaft und deutlich die Vorzüge einer schnellen, leicht beweglichen Truppe vor Augen, die in jedem Gelände selbständig mit Erfolg auftreten kann. Je mehr man von einer solchen Truppe hat, desto besser. Eine solche Truppe kann bei uns nur die Kavallerie sein. Daher mahnt uns der Burenkrieg, daß eine Vermehrung der Kavallerie anzustreben ist. Zweitens lehrt uns der Burenkrieg, daß wir mit der Bewaffnung, Ausrüstung und Uniformierung unserer Kavallerie auf dem Holzwege sind. Weg mit der Lanze! Weg mit den bunten Uniformen, den glänzenden Ausrüstungsstücken, dem weißen Lederzeug! Die Lanze ist wertlos für den Kavalleristen des Zukunftskrieges, ein unnötiger Ballast; sie ist dem Reiter für andere wichtige Dienste nur hinderlich. Nicht in großen Reiteranstürmen Mann gegen Mann, Pferd gegen Pferd wird in Zukunft vor der Front der Armeen gekämpft werden, um den deckenden Schleier zu zerreißen, sondern im Feuergefecht abgefeßener Reiterdivisionen. Eine Kavalleriedivision, die etwa nach alter Methode, zu Pferde bleibend, zur Attacke anreiten möchte, würde von unsichtbaren, hinter Gebüsch, Mauern und in Gräben lauernden abgefeßenen Reitern der gegnerischen Division einfach niedergeladelt werden, ohne daß diese Aufopferung den Ihrigen auch nur den geringsten Nutzen brächte. Es wäre von den maßgebenden Stellen darauf zu sinnen, wie es einzurichten wäre, daß nicht so viele Leute zum Pferdehalten zurückbleiben müssen und so in der Feuerlinie fehlen. Die Buren lassen sicherlich nicht ein Viertel der Leute zum Pferdehalten zurück; es ist wohl anzunehmen, daß sie bei günstigem Gelände ihre Pferde dicht hinter sich haben.

Wie sollen wir nun unseren Kavalleristen bewaffnen und ausrüsten? Man gebe ihm eine Büchse, die auf dem Rücken getragen wird, viele Patronen, lasse ihm den langen Säbel, gebe ihm eine einfache, nicht grell leuchtende Uniform, braunes Lederzeug, eine leichte, nicht glänzende Kopfsbedeckung. Im Kriege müßten alle in Khaki (gelblich-grünlich) gekleidet werden, wie die Engländer, oder in das braun-gelb der Türken oder in das praktische und dazu auch ganz fleißige Grüngrau unserer Jäger zu Pferd. Schließlich benutze man die Zeit, die bisher zum

Einüben des Lanzengefechts gebraucht wurde, zu Übungen im Feuergefecht abgefeßener, großer Abteilungen, und mache Versuche, auf welche Weise die Zahl der Pferdehalter zu vermindern ist.

## Unterhaltender Teil.

### Der Liebestrank.

Novelle von F. Arneseidt.  
(10. Fortsetzung.)

Irma glaubte fest und unerschütterlich an die Schuldlosigkeit des Geliebten, sie trat mit edlem Eifer für ihn ein und ließ sich durch keinerlei Vorstellung darin beirren, mochte sie noch so geschickt und vorsichtig gemacht sein.

„Eher könnte ich glauben, daß ich selbst die Hand gegen das Leben meines Vaters erhoben hätte, als daß ich dies Oswald zutraute,“ sagte sie. „Wie schwer belastet er auch erscheint, ich hege die felsenfeste Ueberzeugung, daß ihm großes, unühnbares Unrecht geschieht und daß seine Schuldlosigkeit an den Tag kommen wird.“

So weit ging der Justizrat nun allerdings nicht, aber sein Glaube an Oswalds Schuld war doch etwas ins Wanken gekommen, ohne daß er es sich eingestehen mochte, durch Irmas Einfluß. Wiederholt vergegenwärtigte er sich des Assessors Benehmen während des Auftritts, der seiner Verhaftung vorangegangen war, und er sagte sich, daß nur ein sehr hartgeottener Verbrecher oder ein sich seiner Schuldlosigkeit bewußter Mensch sich so verhalten konnte. Erwoog er dann freilich wieder alle gegen Oswald vorliegenden Verdachtsgründe, so konnte er an seiner Schuld nicht zweifeln. Trotzdem regte sich in seinem Innern etwas zu Gunsten des Beschuldigten und lächelnd schüttelte er den Kopf, wenn er sich darauf ertappte, daß er, der alte erfahrene und gewiegte Jurist, ganz ähnlich wie Irma die Hoffnung hegte, ein glückliches Ungefahr werde seine Schuldlosigkeit an den Tag bringen.

Der wenig günstige Eindruck, den Frau Professor Beweher und deren Nefse, Dr. Arnold Färber, beim ersten Begegnen auf den Justizrat gemacht hatten, verstärkte sich bei jedem Zusammentreffen. Erstere schiedte sich, unter dem Vorwande, sie wolle die im Gefängnis befindliche Frau Bennewitz vertreten, schon an, die Bügel des Hausregiments recht energisch zu ergreifen und sprach sogar davon, sie werde ihren Hauswirt in Berlin wohl bitten müssen, sie aus ihrem Kontrakt zu entlassen, da sie doch vorläufig bei dem geliebten Kinde bleiben müsse. Letzterer schwante das Blaue vom Himmel herunter und ließ nicht undeutlich merken, es hänge nur von ihm ab, durch die Hand der Erbin in absehbarer Zeit hier Herr zu werden. Dabei verlor er beinahe stündlich von der Haltung, die er sich mühsam gegeben zu haben schien, und machte mehr und mehr den Eindruck eines heruntergekommenen Menschen, Bogelsdorf wollte es sogar bedünken, als ob er zuweilen berauscht sei, und ein Gespräch, das er mit dem alten Kunze, dem Faktotum des Hauses, hatte, bestärkte ihn darin.

Am Abend nach dem Begräbnis bat ihn der Alte, er möchte doch die Kellerchlüssel an sich nehmen, und als er ihm erwiderte, er möge sie nur behalten, bis alles geordnet sei, er hätte sie immer gehabt und sie wären bei ihm in guten Händen, da erwiderte der Alte, indem er sich den Kopf kratzte:

„Ach nee, Herr Justizrat, ich möchte lieber sagen können, ich habe sie nicht mehr.“

„Wem?“ fragte der Bogelsdorf.

„Na, dem Herrn Dr. Färber, was ein Cousin von Fräulein Irma sein soll. Der hat's gleich ausgewittert, daß unser Keller gut versehen ist, und säuft wie ein Loch, der Herr Justizrat wollen nichts für ungut nehmen.“

„Lassen Sie ihn,“ erwiderte der Justizrat lächelnd, „er wird den Vorräten nicht allzu großen Schaden thun.“

„Aber er trinkt die besten und teuersten Sorten, die sich der selige Herr selber nur selten

ements  
und März  
und Postboten  
bürg abonniert  
tten davon rech  
s Grenzjägers.  
ge.



gedünnt hat,\* verfehlt der Alte sehr verdrießlich, „soll ich ihm nicht wenigstens sagen, daß Sie das verboten haben?“

„Nein,“ gebot der Justizrat eifrig, „lassen Sie ihn trinken was und soviel er will. Leer wird er den Keller nicht machen, so lange währt seine Herrlichkeit hier nicht, das behalten Sie aber für sich, Kunze,“ fügte er, den Finger auf den Mund legend, hinzu, und der Diener entfernte sich mit einem listigen Schmungeln und verständnisvollem Kopfnicken.

Harms hatte in seinem Testament bestimmt, daselbe solle am dritten Tage nach seiner Beerdigung geöffnet werden, und bis dahin im Hause alles in der gewohnten Weise fortgehen. Während der Justizrat dieser Bestimmung gemäß verfuhr, gewährte es ihm ein prickelndes Vergnügen, Frau Beweyer und Herrn Härber sich geberden zu sehen und sich vorzustellen, wie bald ihre Hoffnungen und Pläne wie Seifenblasen zerrieben würden. Auf ihre Erkundigungen, ob legitime Verfügungen des Verstorbenen vorhanden seien, hatte er stets ausweichende Antworten gehabt, und es war ihm gelungen, sie erst in der letzten Stunde mit der Ankündigung zu überraschen, daß oben im großen Saale die Eröffnung des Testaments stattfinden werde.

Dieser Freude, wenn von einer solchen bei diesem Anlaß überhaupt die Rede sein konnte, stand bei dem Justizrat freilich der Kummer gegenüber, daß Irma im Testament ihres Vaters so lärglich bedacht war. Er tröstete sich jedoch mit dem Gedanken: „Es fällt ihr immerhin so viel zu, daß sie nicht arm zu nennen ist. Und wer weiß, ob es nicht besser für sie ist, als wenn sie das große Vermögen erhalte und eine Beute dieser Bluthauger würde.“

„Daß auch Oswald diesen uneligen Streich machen mußte!“ fügte er seufzend hinzu, mit dem Legat, das Harms ihm ausgesetzt und Irma's Pflichtteil hätten sie so gut leben können, und sie wäre geborgen gewesen.

Der Frau Professor gebe ich sie aber auf keinen Fall wieder mit, selbst wenn sie sie, was mir sehr zweifelhaft erscheint, haben will!“

Er beschloß, der Einwilligung seiner Frau sicher, Irma sogleich nach Eröffnung des Testaments den Vorschlag zu machen, für die nächste Zeit in seinem Hause als Gast Aufenthalt zu nehmen.

VI.

Der große Saal im ersten Stock des Harms'schen Hauses, in dem während des kurzen Ehestandes des Fabrikbesitzers frohe Feste gefeiert worden waren, und der nach der Scheidung der Gatten lange Jahre verschlossen geblieben war, bildete zum zweiten Male nach wenigen Tagen den Schauplatz einer zahlreichen Versammlung.

Vor drei Tagen hatte hier Benno Harms aufgebahrt gestanden und war, nachdem der Geistliche eine ergreifende Rede gehalten, von einem großen Trauergefolge zu seiner Gruft geleitet worden; heute hatten sich auf ausdrückliche Einladung des Justizrats alle diejenigen Personen eingefunden, welche er als bejagt erachtete, der Vorlesung des Testaments beizuwohnen, und es war dies keine geringe Anzahl.

Sämliche Angestellte der Firma, sowie alle Diensthofen und eine Deputation der Arbeiter der Fabrik bildeten gewissermaßen den Hintergrund des Saales, den man, obwohl draußen noch das helle Licht eines sommerlichen Spätnachmittags herrschte, durch Herablassen der Vorhänge verdunkelt und durch die auf zwei von der Decke herabhängenden Kronen angezündeten Wachskerzen künstlich erleuchtet hatte.

Zwei Lampen brannten ferner auf einem in der Mitte des Saales stehenden und mit einem dunkelgrünen Tuch bedeckten Tisch, auf welchem sich Schreibutensilien und eine große verschlossene Mappe befanden.

In einem weiten Kreise um denselben hatten Vertreter der Stadt Platz genommen. Auch sie waren durch den Justizrat geladen worden, der nun, da ihm die Versammlung vollzählig erschien, nach dem Wohnzimmer ging, um Irma abzuholen und hinaufzuführen.

Er fand die Frau Professor Beweyer und Dr. Härber bei ihr. Beide erhoben sich bei seiner Aufforderung an Irma, um sich ihnen anzuschließen. Gelassen bedeutete sie der Justizrat, daß ihre Anwesenheit bei der Verlesung des Testaments in keiner Weise erforderlich sei, da trat ihm aber Frau Beweyer in einer Weise entgegen, als sei er gekommen, das junge Mädchen zum Opfertode zu führen.

„Was Sie auch thun und sagen, Sie werden mich nicht von dem geliebten Kinde trennen!“ rief sie pathetisch und drapierte sich mit den schwarzen Gewändern und Schleiern, welche sie als der Gelegenheit entsprechend angelegt hatte, „es ist eine Grausamkeit, zu verlangen, daß Irma unbeschädigt von einem weiblichen Wesen im Kreise der Männer da oben erscheinen soll. Ich kenne meine Pflicht und werde sie erfüllen.“

(Fortsetzung folgt.)

Lichtmeß (2. Februar.)

Geschichtlich bezieht sich die dem eigenartigen Namen „Maria Lichtmeß“ unterliegende Bedeutung auf den Brauch der katholischen Kirche, die an diesem Tage vor der zu Ehren der Jungfrau celebrierten feierlichen Messe unter Gebeten Kerzen weicht, die für das laufende Jahr den Schmuck der Altäre bilden sollen. Diese werden mit Anlehnung an die Worte des greisen Simeon im Evangelium Lucä 2, 32: „Ein Licht, zu erleuchten die Heiden“, auch außerhalb der Kirche in feierlicher Prozession umhergetragen, wobei Antiphonen gesungen werden, die auf jenen Vorgang der Opferung Christi im Tempel hinweisen, bei dem Simeon den vor Lucifer geborenen Sohn der Jungfrau in seine Arme genommen und von ihm den Völkern gepredigt habe, daß er der Herr über Leben und Tod sei. Man hielt die kirchliche Zeremonie für so wichtig, daß die Kerzenweihe in früherer Zeit vom Papst persönlich in einer Kapelle des St. Peters-Domes vorgenommen wurde.

Wie dem Siebenschläfertage (27. Juni) wird dem Lichtmeßtage von den Landwirten vielerorten eine besondere Bedeutung beigelegt. Schon in den ältesten Ueberlieferungen und bereits in jenen, die noch nichts mit dem Aberglauben an den hundertjährigen Kalender zu thun hatten, findet sich die Anschauung, daß Sonnenschein am Lichtmeßtage einen bevorstehenden Nachwinter bedeutet. Obwohl die meteorologische Statistik durch ihre Zahlen die Nichtberechtigung dieses alten Glaubens nachwies, hielten doch der Landwirt und der kluge Schäfer an der Regel der Vorfahren fest.

Der Glaube an den Nachwinter ist besonders deutlich in einem Spruche ausgedrückt, der sich nachweislich bereits als Aeußerung der Mönche des Mittelalters in lateinischer Form gefunden und in seiner Uebersetzung weitere Verbreitung bis in die heutige Zeit gefunden hat: „Scheint zu Lichtmeß die Sonne klar, wird größer das Eis, als zuvor es war.“ Die Stärke des Glaubens an die Wetterbedeutung der Lichtmeß-Regel prägt sich ferner in dem allerdings mehr verlegend als pietätvoll klingenden Spruche aus: „Lieber sein Weib auf der Wahr, als Lichtmeß hell und klar.“ Eine weitere, zum Teil recht kräftige und drastische Bestätigung findet der Lichtmeß-Wetterglauben in den Worten: „Lichtmeß hell — Schindet dem Buren dat Fell! — Lichtmeß dunkel — Macht den Buren zum Junker!“

Schließlich sagt der Jägersmann: „Wenn zu Lichtmeß die Sonne auf den Altar schein, Der Fuchs wieder auf sechs Wochen müsse ins Loch hinein!“ Sämliche Sprüche, Regeln usw. weisen auf die Wiederkehr eines starken Frostes hin, wenn der 2. Februar ein freundlicher, heller, sonniger Tag gewesen.

Warnung. Der Württ. Schutzverein für Handel und Gewerbe schreibt: „Eine Reisegenossenschaft von 1900“ (La coopérative de 1900) in Paris verbreitet durch ihre Filiale für Deutschland, van Esse, Reiseagentur in Düsseldorf, Prospekt, worin das Publikum aufgefordert wird, die Pariser Weltausstellung eine Woche lang für nur 10 M. zu besuchen.“ Es heißt in dem Prospekt u. a. wörtlich: „Es er-

scheint solches ganz unmöglich zu sein, ist aber buchstäblich wahr. Jedoch ermöglichen es die wohlbedachten Prinzipien der Gesellschaft, diese Kraftproduktion voll und ganz auszuführen. Nebenstehende Auseinandersetzung wird Ihnen klar den Weg anzeigen, welchen Sie zu verfolgen haben, und Sie werden alsdann begreifen, daß Sie selbst mit Hilfe einiger Freunde (so?) durch die Platzierung der Scheine diesen unerwarteten Erfolg erzielen werden.“ „Unterzieht man sich der Mühe die ‚wohlbedachten Prinzipien‘ dieser wohlthätigen Reisegenossenschaft näher zu prüfen, so ‚begreift‘ man sofort, daß die ‚Kraftproduktion‘ auf dem berühmten Gella-Coupons-System beruht. Wir haben die ‚wohlthätigen Wirkungen‘ dieser Coupon-Systeme im Laufe des Jahres sowohl in unserer ‚Geschäftswehr‘ als in der württ. Presse des näheren erörtert und können uns deshalb heute darauf beschränken, jedermann zu warnen, auf dieses neue, allerdings ‚wohlbedachte‘ Unternehmen hereinzufallen.“

In Hamburg ist, der „Fr. Ztg.“ zufolge, gestern abend bei Sagebiel der als schwerster Mensch der Welt bekannte, 450 Pfund wiegende Emil Naucke gestorben. Er erlitt, als er auf einem Wohlthätigkeitsfeste mit dem Zwergkomiker Hanjen einen Nadjahrerzeigen ausübte, einen Schlaganfall.

Folgenden Buchhändlerscherz lesen wir im Berl. Courier: Die Gattin eines Verlegers hat soeben ihrem ersten Sproßling das Leben gegeben. Der glückliche Vater setzt sich an den Schreibtisch, um die Geburtsanzeige für befreundete Familien aufzusetzen. Nach einigen Sekunden des Nachdenkens beginnt er folgendermaßen: Soeben erschienen u. u.

(Der Sauere.) Wirt (einem Verwundeten, der in sein Votal gebracht wird, einen Schlud Wein einflößend): „Gott sei Dank, er lebt... er hat's Gesicht verzogen!“

(Kindlich.) Frau (zu ihrem Manne): „Meine Freundin hatte heute einen Hut auf, der war geradezu süß.“ — Der kleine Hans: „Es war wohl ein Zuderhut, Mama?“

\* Der Kunstdünger ist das wirksamste Kulturmittel unserer Landwirtschaft; mehr als 40 Millionen Zentner künstlicher Düngemittel werden jährlich in Deutschland allein verbraucht. Für Garten-, Gemüse- und Blumenkultur, für Obst-, Wein-, Hopfen- und Tabakbau eignen sich anerkanntermaßen am besten die hochkonzentrierten Düngemittel (reinen Pflanzen-Nährsalze) der chemischen Werke Biebrich a. Rh. (vormals G. u. E. Albert). Sie sind „rein“, weil sie frei sind von schädlichen Nebenbestandteilen, „hochkonzentriert“, weil die Nährstoffgehalte auf das größtmögliche Maß gebracht sind, und bilden als „Nährsalze“ eine komplette, in Wasser leicht lösliche Pflanzennahrung. Ihre Vorzüge machen sie zu überaus wertvollen Düngern: ihre „Reinheit“ stempelt sie zu Spezialdüngern für alle feinen, empfindlichen Gewächse, und infolge ihrer Leichtlöslichkeit können sie während der ganzen Wachstumsperiode jederzeit in Pulverform oder in Wasser gelöst nicht nur als Haupt-, sondern auch als Nachdüngung gegeben werden. Eine richtige, volle Nährsalzdüngung empfiehlt sich namentlich im Frühjahr; die Nachdüngungen können aber auch im Laufe des Sommers mit sehr gutem Erfolg stattfinden, selbst wenn die Hauptdüngung versäumt worden ist. Der Erfolg der Nährsalzdüngung ist stets ein sicherer und geradezu überraschend großer. Für Obstbäume, Neben-, Hopfen und Tabak giebt es unbedingt keine wirksamere Düngung als diese; die damit seit Jahren in allen Gegenden erzielten Erfolge sind die denkbar günstigsten. Die Biebricher reinen Pflanzen-Nährsalze ermöglichen nicht nur im Garten, sondern auch auf dem Felde Großkulturen zu ziehen; sie leisten auch für den Feldgemüse-, Rüben- und Kartoffelbau das Vorzüglichste, beseitigen zudem viele Mißstände bei den Pflanzenkulturen und zeigen in überraschender Weise, was ein wirklich guter Kunstdünger zu leisten im Stande ist.

Anzeiger

Nr. 18.

ersch. Montag, 1. Febr. 1. 1.25, monat

betreffend ein M

Die Gemeinde... und Viehmärkten und Mai, am zweiten des Monats Septer... R. Kreisregierung... in den nächsten fünf und am ersten Dien abzuhalten.

Nachdem diese... Gemeinde Feldrennach zur Abhaltung dieser genannten Tagen ern... Dieses Gesuch Einwendungen gegen

bei der unterzeichneten Den 31. Januar

Vie

Die Abhaltung Pforzheim ist nach ein der derzeit herrschenden Den 1. Februar

B

In Gehingen... Außer der Gehö auf unbestimmte Zeit... 1. sämtliche Wieder... polizeiliche Beob... nehmigung des... werden; 2. das Durchtreiber... Gemeinde-Marktu... 3. desgleichen die... für Wiederkäufer... Dies wird unter... handlung gegen die ergan... Calw, den 30. J

Liege

Auf den Antrag Briefträgers hier, kom... Samstag... auf dem hiesigen Rath... streich zum Verkauf. Dieselbe besteht i... Der Hälfte an G... an der Wildbader Str... Parz. Nr. 54: 2... zu 820 M. Den 29. Januar

